

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 10 (1906-1907)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Bildung [Fortsetzung]  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665159>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Ein Bild aus dem Westen.

Die Kühe sind getränkt.  
Langsam gehn sie auf dem schmalen tiefgetretenen Pfad  
Durch den hohen Schnee zum warmen Stall  
In langem friedlich feierlichem Zug.  
Sacht schliesse ich den Gatter,  
Schwinge mich im Sprung  
Aufs sattellose glatte Pferd  
Und folge stumm in langsam müdem Takt.  
Die Sonne scheidet!  
Wo ihr Zauberhauch die Welt berührt,  
Atmet sie in seinem Purpurlichte.  
Von der Farm her glühn die Scheiben rot!  
In tausend Farben prangt das weisse Feld  
Und auf den Tieren spielt das reine Gold,  
Im Westen flammen Wolkenberge hoch  
Und ziehn ein strahlend Farbenband  
Ums weisse, wellenlose Meer des Himmels.  
Tief zittert meine Seele,  
„Vater!“ fleht das wunschentwöhnte Herz,  
„Lass nach des Lebens kaltem Tag  
Mich gross wie dein Gestirn  
In Schönheit sterben!“

Karl Sax, Zürich-Manitoba.

---

## Bildung.

(Fortsetzung).

Das Leben ist sehr enge. Wenn irgend ein Klub oder ein Kreis intelligenter Menschen nach zehn Jahren wieder zusammenkäme und die Gegenwart irgend eines durchdringenden und beruhigenden Geistes sie zu aufrichtigem Reden bringen könnte, was für Geständnisse des Wahnsinns und der Torheiten kämen an den Tag! Die großen „Sachen“, für die wir Opfer gebracht, Schutz Zoll oder Demokratie, Whigismus oder Abolitionismus, Temperenz oder Sozialismus würden sich als Wurzeln von Bitternissen und Drachen des göttlichen Zorns offenbaren; und ebenso unheilvoll würden unsere Talente erscheinen; es ist als ob ein Raubvogel auf jeden von uns sich gestürzt und ihn vom Glück, von der Wahrheit, von dem geliebten Verkehr mit seinen Dichtern weggeschleppt hätte, irgend ein wilder Zwang, ein blinder Eifer, der erst jetzt, da sie grau und entnerot sind, seine Klauen ein wenig lockert und sie zu nüchternen Erkenntnissen erwachen läßt.

Bildung läßt uns aus glücklichen Augenblicken und guten Gedanken erkennen, daß jeder Mensch eine ganze Reihe von Affinitäten besitzt, durch deren Entwicklung er die Festigkeit gewisser Haupttöne, die in der Scala seines Wesens eine dröhnende und betäubende Präponderanz besitzen, mäßigen und sich gegen sich selbst zu Hilfe kommen kann. Bildung stellt das Gleichgewicht in ihm wieder her, bringt ihn unter seinesgleichen oder die, die mehr sind als

er selbst, weckt das frohe Gefühl der Sympathie zu neuem Leben und warnt ihn vor den Gefahren der Einsamkeit und abweisenden Selbstabließung.

Es ist kein Kompliment, sondern eine Herabsetzung, wenn man einen Menschen nur über Pferde oder über Dampfkraft, nur über Theater oder Essen oder Bücher befragt und sobald er erscheint, das Gespräch absichtlich und rücksichtsvoll auf das Steckenpferd bringt, das man als das seine kennt. Im nordischen Himmel unserer Vorfahren hatte Thors Haus fünfhundertvierzig Wohnungen; auch das Haus des Menschen hat fünfhundertvierzig Wohnungen. Seine Trefflichkeit liegt in der Leichtigkeit der Anpassung und des Übergangs von Relation zu Relation bis zu weiten Kontrasten und Extremen. Bildung ertötet seine Selbstübertreibung, die törichte hohe Meinung, die er von seinem Dorf oder seiner Stadt hegt. Wir müssen unsere Steckenpferde zu Hause lassen, wenn wir auf die Straße gehen, und den Menschen auf einem breiten Boden des guten Willens und Verständnisses entgegentreten. Keine Leistung wiegt den Verlust eines freudigen Wesens auf. Einen grausamen Preis müssen wir für so manche phantastisch geschätzten Güter, wie Künste und Philosophien, bezahlen. In der nordischen Sage wurde Alfadir der Trank aus Mimirs Born (dem Bronnen der Weisheit) nicht eher gestattet, als bis er sein Auge zum Pfande gab. Und hier haben wir einen Pedanten, der seine Falten nicht glätten kann und seine Wut nicht verbergen, wenn die Besten ihn zu unterbrechen wagen und ihr Gespräch seiner Impertinenz nicht zusagt — hier kommt er und quält uns mit seinen höchstpersönlichen Affektionen. Es ist eine Gelehrten-Eigentümlichkeit, daß jeder von ihnen sich einbildet, daß er in seiner Genossenschaft besonders verhaßt sei. Könnte man ihn nur aus dieser Vorhölle der Reizbarkeit herausreißen, seine pergamentene Haut mit gesundem Blute reinigen! Man würde ihm seine Augen zurückgeben, die er bei Mimirs Born zum Pfande ließ. Wenn du das Opfer deiner Taten bist, wer soll dann dein Tun schätzen? Glaube nur, wir können deine Dper entbehren und auch dein Lexikon, deine chemischen Analysen, dein Geschichtswerk, deine Logik; alles können wir entbehren. So ein Genie muß seinen Glanz teuer bezahlen. Sein Kopf rollt sich zu einer Spirale ein, und anstatt eines gesunden, fröhlichen und weisen Menschen wird er ein närrischer Pfaffe. Die Natur nimmt keine Rücksicht auf das Individuum. Wenn sie je ein Ziel erreichen will, erreicht sie es. In Sümpfen und am Seestrande zu weilen, ist die Bestimmung gewisser Vögel, und sie sind so genau dafür geschaffen, daß sie in diesen Plätzen bleiben müssen, wie Gefangene. Jedes Tier würde außerhalb seines Domizils verhungern. Dem Naturforscher erscheint jeder Mann, jedes Weib als eine Erweiterung eines Organs. Ein Soldat, ein Schlosser, ein Bankbeamter, ein Tänzer könnten ihre Beschäftigung nicht unter einander tauschen. Und so sind wir jeder das Opfer unserer speziellen Eignung.

Die Gegengifte gegen diese organische Ichsucht sind die Weite und Mannigfaltigkeit der Anziehungsgebiete, die durch Kenntnis der Welt, hervorragender Menschen, verschiedener Gesellschaftsklassen, und mit den hohen Hilfsquellen der Philosophie, der Kunst und der Religion erworben werden: Bücher, Reisen, Geselligkeit und Einsamkeit.

Der schroffste Skeptiker, der je ein Pferd zureiten, einen Borstehhund abrichten sah, der eine Menagerie besucht oder eine Ausstellung dressierter Flöhe gesehen, wird die Macht der Erziehung nicht mehr leugnen. „Ein Knabe,“ sagte Plato, „ist das böseartigste aller wilden Tiere“, und im selben Sinne sagt der alte englische Dichter Gascoigne: „Ein Knabe wäre besser ungeboren als

ungezogen.“ Die Stadt erzieht einen bestimmten Ton der Manieren und der Sprechweise; die Provinz einen andern, die See wieder einen andern, die Armee einen vierten. Wir wissen, daß durch Disziplin eine verlässliche Armee ausgebildet werden kann, daß durch systematische Disziplin alle Menschen zu Helden gemacht werden. Marschall Lannes sagte zu einem französischen Offizier: „Merken Sie sich, Oberst, daß nur ein Feigling sich rühmt, niemals Furcht empfunden zu haben.“ Ein großer Teil des Mutes liegt im Bewußtsein, das Ding schon einmal bestanden zu haben. Und auf dem ganzen Gebiet menschlicher Tätigkeit sind die Fähigkeiten stark, die wohl geübt sind. Robert Owen sagte: „Gebt mir einen Tiger, und ich werde ihn erziehen.“ Es ist unmenschlich, an die Macht der Erziehung nicht zu glauben, da Veredlung das Gesetz der Natur ist, und die Menschen genau in dem Maße geschätzt werden, als sie emporstrebende und veredelnde Macht zeigen. Ebenso zeigt sich die Feigheit darin, daß man irgend eine Inferiorität als unheilbar anerkennt.

Unfähigkeit, sich zu bessern, ist die einzige tödliche Krankheit. Es gibt Leute, die ein Bild oder einen zweiten oder tiefern Sinn, der in Worten liegt, oder Humor, niemals verstehen können, sondern alles wörtlich auffassen, nachdem sie siebzig und achtzig Jahre lang Musik und Poesie, Rhetorik und Witz gehört. Solchen kann kein Wundarzt und kein Geistlicher helfen. Und selbst diese verstehen Heugabeln und Feuerlärm! und bei einigen dieser Stumpfsinnigen habe ich eine deutliche Abneigung gegen Erdbeben wahrgenommen.

Unsere Erziehung sollte kühn sein, und ihr Zweck Verhütung von Schäden. Die Politik hat fast immer nachträgliche Arbeit und armes Flickwerk zu leisten. Wir kommen immer ein wenig zu spät. Wenn das Unheil geschehen, das Gesetz bewilligt ist, dann beginnen wir eine mühevollere Agitation den Berg wieder hinauf, um rückgängig zu machen, was wir überhaupt nicht hätten zulassen sollen. Wir werden eines Tages lernen, Politik durch Erziehung zu ersetzen. Was wir unsere radikalen Reformen — sei es auf dem Gebiete der Sklaverei, des Krieges, des Spieles und der Unmäßigkeit — nennen, ist alles nur ein Behandeln von Symptomen. Wir müssen viel früher einsetzen, nämlich bei der Erziehung.

Die Kunstgriffe unserer Gewerbe und Werkzeuge geben dem, der mit ihnen umzugehen versteht, eine fast ebenso große Überlegenheit über den Neuling, als ob sein Leben um zehn, um fünfzig und hundert Jahre verlängert wäre. Und ich halte es für eine Aufgabe des gesunden Menschenverstandes, jede feinere Seele mit solcher Bildung auszustatten, daß sie sich nicht einst mit dreißig oder vierzig Jahren sagen muß: „Das, was ich tun könnte, wird aussichtslos, weil es mir an den nötigen Waffen fehlt.“

Dabei muß eingeräumt werden, daß ein guter Teil aller Trainingung wirkungslos bleibt; daß aller Erfolg unsicher und selten ist; daß ein großer Teil unserer Mühe und Kosten verschwendet wird. Die Natur nimmt die Sache in ihre eigene Hand, und obwohl wir nicht ein Titelchen von unserem systematischen Vorgehen nachlassen können, können wir nur selten sicher sein, daß es viel genützt hat, daß mit einem anderen System nicht ebenso viel erreicht worden wäre.

Bücher müssen, da sie die feinsten Erinnerungen und Leistungen menschlichen Geistes enthalten, immer in dem, was wir unter Bildung verstehen, inbegriffen sein. Die besten Köpfe, die je existiert, Perikles, Plato, Julius Cäsar, Shakespaere, Goethe, Milton, waren sehr belesene, universell gebildete Menschen und viel zu weise, als daß sie die Literatur unterschätzt hätten. Ihre Meinung

hatte Gewicht, weil sie die Mittel besaßen, die entgegengesetzte Meinung zu kennen. Wir halten dafür, daß ein großer Mann viel Lektüre aufgenommen haben muß, daß der spontanen Kraft auch die Fähigkeit zur Aufnahme und Assimilation entsprechen muß. Gutes kritisches Urteil ist sehr selten und immer wertvoll. Ich freue mich immer, wenn ich Personen begegne, die die unermessliche Überlegenheit Shakespeares über alle anderen Schriftsteller erkennen. Ich liebe Menschen, die Plato lieben, weil diese Liebe mit Eigendünkel unverträglich ist.

Aber Bücher sind nur insoweit von Nutzen, als ein Knabe reif und bereit ist, sie aufzunehmen. Das dauert manchmal sehr lange. Du schickst dein Kind zum Schullehrer, aber die Schulknaben sind es, die ihn erziehen. Du schickst ihn in die Lateinschule, aber den besten Teil seiner Erkenntnis gewinnt er auf dem Wege zur Schule aus den Schaufenstern. Du bist für strenge Regeln und lange Schulzeit, und er findet die beste Methode, die es für ihn gibt, in einem Seitenweg, den er sich aussucht, und lehnt die Kameraden ab, die er sich nicht selbst gewählt. Er haßt die Grammatik und die Klassiker, und interessiert sich für Gewehre, Angeln, Pferde und Boote. Aber der Junge hat recht und du erweistest dich als unfähig für seine Erziehung, wenn deine Theorie die gymnastische Ausbildung vergessen hat. Bogenschießen, Cricket, Gewehr und Angeltour, Pferd und Boot sind lauter Erzieher und Befreier, ebenso Tanz und Kleidung und Straßengespräche, und — wenn der Junge überhaupt etwas in sich hat und echt und vornehm angelegt ist — werden sie ihm nicht weniger nützen als die Bücher. Er lernt Schach und Whist, Tanzen und an Liebhabertheatern spielen. Der Vater beobachtet, daß ein anderer Junge in derselben Zeit Algebra und Geometrie gelernt hat. Aber der erste Junge hat viel mehr, als die armseligen Spiele selbst, mit und aus ihnen gelernt. Für Wochen ist er von Schach und Karten wie behext; aber mit der Zeit wird er so gut wie du finden, daß, wenn er vom allzu langen Spiel aufhört, er sich leer und verloren fühlt und sich selbst verachten muß. Von da an nimmt es seinen gebührenden Rang unter allen andern Dingen ein und hat in seiner Erfahrung die richtige Bedeutung gewonnen. Diese kleineren Talente und Fertigkeiten, — Tanzen zum Beispiel sind Eintrittskarten in den elegantesten Kreis der Menschen und setzen den jungen Menschen in die Lage, über viele Dinge verständig zu urteilen, auf die er sonst nur einen pedantisch schielenden Blick geworfen hätte. Landor sagt: „Ich habe unter meinem schlechten Tanzen mehr gelitten, als von allen Schicksalschlägen und Unglücksfällen meines Lebens zusammengenommen.“ Immer vorausgesetzt, daß der Junge bildungsfähig ist (denn wir wollen niemandem vorschlagen, eine Statue aus faulem Holz zu machen), sind Fußball, Cricket, Bogenschießen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Klettern, Fechten und Reiten Lehren für ihn in der Kunst der Macht, die zu lernen seine wichtigste Aufgabe ist. Ganz besonders Reiten, über das Lord Herbert von Cherbury sagte: „Ein guter Reiter auf einem guten Pferd fühlt sich so hoch über sich selbst und den andern, als in der Welt möglich ist.“ Auch begründen Gewehr, Angel, Boot und Pferd unter allen, die mit ihnen umzugehen wissen, geheime Freimaurerschaften. Es ist, als ob sie einem Klub angehörten.

Alle diese Künste haben auch einen negativen Wert. Der wichtigste Vorteil, den sie dem jungen Mann bieten, ist nicht die Unterhaltung, sondern, daß er sie als das erkennt, was sie sind, und sie für ihn keine Quellen des Herzeleids bleiben. Wir sind voll gesellschaftlicher Aberglauben. Jede Klasse heftet ihr Auge sehnsüchtig auf die Vorteile, die ihr fehlen; der Hochkultivierte auf rauhe

Kraft, der Demokrat auf Geburt und Erziehung. Einer der wichtigsten Vorteile der Gymnasialbildung ist, daß sie den Knaben lehrt, wie wenig sie wert ist. Ich kannte einen Mann, der einer der ersten und führenden Männer in einer unserer ersten Städte war, der sein Herz darauf gesetzt hatte, Universitätsstudien zu machen, und nicht dazu gelangt war und sich niemals seinen eigenen Brüdern gleichgestellt fühlen konnte, die die Universität besucht hatten. Seine anerkannte Superiorität über die Männer der verschiedensten Berufe konnte niemals diesen eingebildeten Mangel für ihn aufwiegen. Bälle, Reiten, Trinkt- abende und Billardpartieen haben in den Augen eines armen Jungen eine Schönheit und Romantik, die sie in der Wirklichkeit nicht haben; und wenn es ihm möglich wäre, nur ein- oder zweimal Zutritt zu ihnen auf gleichem Fuß mit den andern zu erlangen, so würde das zehnmal die Kosten wert sein, nur weil es ihn über den wahren Wert all dieser Dinge aufklären würde.

Ich bin nicht geneigt, dem Reisen allzusehr das Wort zu reden, denn ich beobachte, daß Leute davon gehen und in andere Länder ziehen, weil sie in ihrem eigenen nicht viel taugen, und wieder in ihre Heimat zurück kommen, weil sie an den neuen Orten nichts galten. Die Leichtsinnigen und Haltlosen reisen am meisten. Wer seid ihr, daß keine Pflicht und Aufgabe euch in der Heimat festhält? Man hat mich bereits zitiert als einen, der böse Dinge über das Reisen sagt, aber ich will nur gerecht sein. Ich finde, daß in unsern Landsleuten eine Unruhe steckt, die Haltlosigkeit des Charakters verrät. Alle gebildeten Amerikaner vom ersten bis zum letzten gehen nach Europa; — vielleicht weil es ihre geistige Heimat ist; die kraftlosen Anschauungen lassen es fast vermuten. Ein Mann, der als Lehrer für Mädchen einen Namen hatte, sagte: „Unter Mädchenbildung versteht man bei uns alles, was sie für die Reise nach Europa qualifiziert.“ Werden wir niemals im Stande sein, diesen europäischen Spulwurm aus dem Hirn unserer Landsleute zu ziehen? Man sieht ja doch, was ihr Schicksal sein muß. Wer zu Hause seinen Platz nicht ausfüllt, kann es auch in der Fremde nicht. Er geht nur hin, um seine Bedeutungslosigkeit in einer großen Menge von Menschen zu verbergen. Ihr glaubt doch nicht, daß ihr dort etwas finden werdet, was ihr zu Hause nicht gesehen habt? Alle Länder sind aus demselben Stoff gemacht. Glaubt ihr, daß es ein Land gibt, indem sie die Milchtöpfe nicht aussieden, die Kinder nicht wickeln, das Holz nicht brennen und die Fische nicht abbraten? Was irgendwo wahr ist, ist überall wahr. Da kann einer gehen, wohin er will, er wird immer nur so viel Wert und Schönheit finden, als er mit sich bringt.

Sicherlich mag das Reisen für manche Leute sehr nützlich sein. Es gibt ja solche, die als Naturforscher, Entdecker und Seeleute auf die Welt kommen. Manche Menschen sind dazu geschaffen, um Courriere, Tauschhändler, Missionäre, Depeschenträger zu werden, wie andere zu Landbauern und Arbeitern. Und wenn der betreffende ein leichtes, geselliges Wesen hat, wenn die Natur in ihm ein leichtfüßiges und geflügeltes Geschöpf schaffen wollte, das für Ortsveränderung gebaut ist, dann müssen wir ihren Winken folgen und ihm ebenso sorgfältig die Erziehung geben, die zum Umlauf befähigt, wie sonst die, die persönlichen Wert gibt. Aber wir wollen überhaupt nicht pedantisch sein und den Reisen ihre ganze Bedeutung lassen. Wenn ein Bursch auf der Farm aufgewachsen ist und sie nie verlassen hat, so sagen sie auf dem Lande von ihm, daß er „keine Chancen“ gehabt, und Burschen und Männer, denen es so ergangen, sehen Eisenbahnarbeit oder elenden Dienst in der Stadt als etwas günstiges an. Arme Landjungen aus Vermont und Connecticut verdankten in früheren Jahren

alles Wissen, das sie besaßen, den Streifereien, die sie als Hausierer in den Südstaaten unternommen hatten. Heute sind Californien und die Küste des großen Ozeans für diese Leute die Universität, wie es in alten Zeiten Virginia war. „Eine Chance haben“ ist ihr Lieblingsausdruck. Und die Phrase „die Welt kennen“, das heißt Reisen, ist für alle Menschen gleichbedeutend mit ihren Begriffen von Vorteil und Überlegenheit. Ohne Zweifel bietet das Reisen einem verständigen Menschen Vorteile. So viel Sprachen einer beherrscht, so viel Freunde er hat, so viel Künste, Fertigkeiten, Geschäfte er kann, so viel mal ist er ein Mensch. Ein fremdes Land ist eine Vergleichungsstelle, von der er sein eigenes beurteilen kann. Ein Nutzen der Reisen ist, daß sie die Bücher und Werke der Heimat im Wert steigen machen (wir gehen nach Europa, um amerikanisiert zu werden); ein anderer, daß wir Menschen finden. Denn so, wie die Natur die Früchte auf verschiedene Breiten verteilt hat, jedem Grad eine andere Frucht, so legt sie Wissen und feine sittlichen Qualitäten in Menschen, die weit von einander entfernt sind. Und so kommt es oft vor, daß von den sechs oder sieben Lehrern, die jeder Mensch unter seinen Zeitgenossen nötig hat, einer oder zwei auf der anderen Hemisphäre leben.

Außerdem kommt im Leben jedes Menschen ein Moment des Solstitiums, wenn die Sterne in unserem inneren Himmel stille stehen, und eine äußere Kraft, irgend ein starker Anreiz oder eine völlige Veränderung nötig ist, um Stagnation zu verhüten. Und als ärztliches Mittel scheint Reisen eines der besten zu sein. Gerade so wie ein Mensch, der den wunderbaren Effekt des Aether, den Schmerz einzuschläfern, beobachtet hat, sich über Dr. Jacksons wohlthätige Entdeckung freuen muß, wenn er alle die Möglichkeiten von Wunden, Krebs, Mundsperrre bedenkt, so mag ein Mensch, der Paris, Neapel oder London sieht, sagen: „Wenn ich je von meiner Heimat fortgetrieben würde, so können hier wenigstens meine Gedanken dank der verschwenderischen Fülle von Unterhaltung und Beschäftigung, die das Menschengeschlecht in Generationen erforschen und angehäuft hat, getröstet werden.“

Den Vorteilen der Auslandsreisen ähnlich, besteht der ästhetische Wert der Eisenbahnen darin, daß sie die Vorteile des Stadt- und Landlebens vereinigen, deren wir keines entbehren können. Jeder Mensch sollte in einer großen Stadt oder in ihrer Nähe leben, denn sein eigener Genius mag sein wie immer, er wird sicher ebenso viel wertvolles und angenehmes Talent abstoßen wie anziehen, und in einer Stadt überwindet die totale Anziehungskraft aller früher oder später alle Abstoßung, und schleppt den unglaublichsten Einsiedler einmal im Jahre in ihre Mitte. In der Stadt findet er die Schwimmschule, das Gymnasium, den Tanzlehrer, die Schießhalle, Oper, Theater und Panorama, das chemische Laboratorium und das naturhistorische Museum, die Gallerien der Kunstwerke, die Volksredner aller Parteien der Reihe nach, fremde Reisende, Bibliotheken und den Klub. Auf dem Lande findet er Einsamkeit und ungestörte Lektüre, männliche Arbeit, billiges Leben und seine alten Schuhe, Moore zur Jagd, Berge um Geologie zu treiben, und Haine für seine Andacht. Aubrey schreibt: „Ich hörte Thomas Hobbes sagen, daß im Hause des Grafen von Devon in Derbyshire eine gute Bibliothek und Bücher genug für ihn gewesen seien und Se. Lordschaft füllte die Bibliothek mit allen Büchern, die er anzukaufen empfahl. Aber der Mangel an guter Konversation war ein großer Nachteil, und obgleich er der Meinung war, er könnte seine Gedanken so gut beisammen halten wie ein anderer, empfand er doch einen argen Mangel. Der Mangel an guter Konversation auf dem Lande bewirkt, daß Verstand und

Phantasie eines Menschen sich mit einer Moosschicht überziehen, wie alte Pfähle in einem Obstgarten.

Städte geben uns Kollisionen. Man sagt, daß London und New-York den Unverstand aus einem Menschen austreiben. Ein großer Teil unserer Erziehung beruht auf sympathetischen und sozialen Einflüssen. Knaben und Mädchen, die unter wohlunterrichteten höher stehenden Menschen aufgewachsen sind, zeigen in ihrem Benehmen eine unschätzbare Grazie. Fuller sagt, daß Graf Wilhelm von Nassau jedes Mal, wenn er den Hut abnahm, dem König von Spanien einen Untertanen abgewann. Es ist nicht möglich, einen Menschen von feiner Erziehung hervorzubringen, wo nicht eine Gesellschaft fein erzogener Leute ist. Sie steigern einander zu jedem Höhepunkt. Besonders Frauen; es bedarf einer großen Zahl gebildeter Frauen, Salons geistreicher, eleganter, belesener Frauen, die an Wohlstand und Kultur, an Theater, Gemälde, Skulptur und Poesie und an elegante Gesellschaft gewöhnt sind, um eine Madame de Staël hervorzubringen. Der Chef eines Handelshauses oder ein hervorragender Jurist oder Politiker kommt täglich mit ganzen Scharen von Leuten aus allen Teilen des Landes in Berührung, die selbst wieder die Triebkräfte, die geschäftstätigen Menschen jedes Bezirks sind, — man kann für einen Menschen, der die Dinge zu ergreifen versteht, kaum eine schärfer entwickelte Bildung erdenken. Auch müssen wir die großen sozialen Möglichkeiten in einer Million von Menschen bedenken. Das bestechendste Reizmittel, das das heutige London für unsere Phantasie hat, ist, daß wir erwarten dürfen, daß unter einer so ungeheuren Zahl der verschiedenartigsten Menschen und Situationen auch für Personen von romantischem Wesen Platz ist, und daß auch der Dichter, der Mystiker, der Held hoffen darf, dort sein Widerspiel zu finden.

Ich wünschte, die Stadt würde alle das Beste lehren, was sie zu geben hat — ein ruhiges Benehmen. Der Fehler, besonders der amerikanischen Jugend, ist Anmaßung. Das Zeichen des Mannes von Welt ist, daß ihm alle Anmaßung fremd ist. Er hält keine Reden; spricht in einer ruhigen, geschäftsmäßigen Art, vermeidet alle Prahlerei, ist niemand, kleidet sich einfach, verspricht gar nichts, leistet sehr viel, spricht in kurzen Worten, hält sich an das, was er ist. Er nennt seinen Beruf bei seinem geringsten Namen, und nimmt damit den bösen Zungen ihre schärfste Waffe. Sein Gespräch dreht sich um das Wetter und die Neuigkeiten des Tages, er läßt sich bei seinen Gedanken gleichsam überraschen oder beim Erschließen seines Wissens und seiner Weltanschauung. Wie unsere Phantasie erregt wird durch Anekdoten von großen Männern, die infognito gingen; von einem König im grauen Rock — von Napoleon, der es liebte, eine einfache Uniform inmitten seiner schimmernden Umgebung zu tragen; wie Burns, Scott oder Beethoven, Wellington oder Göthe für niemand galten; von Spaminondas, „der niemals spricht, sondern immer zuhört“; Göthe, der im Verkehr mit Fremden gleichgültige Themen und gewöhnliche Ausdrücke liebte, eher etwas zu schlechte als zu gute Kleider trug und gerne ein wenig launischer schien, als er wirklich war. Der alte Hut und der einfache Rock haben ihre Vorteile. Ich hörte wohl, daß in unserem Lande gutem Tuch überall ein gewisser Respekt beigeht wird; aber die Kleidung legt eine gewisse Zurückhaltung auf; die Leute hüten sich, sich zu verraten. Aber der Alltagsrock ist wie Wein, löst die Zunge, und die Leute sagen, was sie denken. Ein alter Dichter sagt:

„Geh weit und sei sparsam,  
Du wirst sicherlich finden,  
Je ärmer du und niedriger du auftrittst,  
So mehr wirst du durchschauen!“)

\*) Beaumont und Fletcher: Der gebändigte Wändiger.





Hd. Eins: Lied ohne Worte.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Ungefähr dasselbe sagt Milnes in dem „Lied des Geringen“

„Mir sind die Menschen, was sie sind,  
Für mich trägt keiner Masken.“

Es scheint fast, und das ist auffallend, als ob unsere Leute — nicht etwa Wasser im Kopf — aber ein wenig Wind darin hätten. Ein scharfblickender Ausländer sagte von den Amerikanern: was immer sie sagten, hätte ein wenig von einer Rede an sich. Und doch kehrt in den Büchern eine Neigung zur Selbsterklärung als charakteristischer Zug des Angelsachsen wieder. Sicherlich wird in alten, dichter bevölkerten Ländern, wo es eine Million guter Köcke gibt, ein schöner Rock keine besondere Auszeichnung mehr sein, und man findet scherzhaft Leute: in einer englischen Gesellschaft sitzt vielleicht ein Mann, dessen Benehmen und Züge nichts auffälliges haben und keinen Eindruck machen, mit einem Gesicht wie roter Teig, der unerwartet Witz und Wissen zeigt, auf allen möglichen Gebieten zu Hause ist und tüchtige Leute in allen Weltteilen zu Bekannten hat, bis man glaubt, irgend eine berühmte Persönlichkeit vor sich zu haben. Sollte der amerikanische Urwald einige Unkräuter alter Picten-Barbarei, die gerade im Aussterben waren, wieder aufgefrischt haben — wie die Liebe zu scharlachroten Federn, zu Glasperlen und Flitterwerk aller Art? Die Italiener lieben rote Kleider, Pfauensfedern und Stickerei; und ich erinnere mich, wie an einem regnerischen Morgen in Palermo die ganze Straße gleichsam von roten Regenschirmen flammte. Die Engländer haben einen einfachen Geschmack. Die Equipagen der Großen sind einfach. Eine prunkende Livree verrät prozigen und ungeschickten Finanzreichtum. Mr. Pitt wie Mr. Pym hielten den einfachen Titel „Mister“, „Herr“, für gut genug, um damit vor jedem Könige in Europa zu stehen. Sie taten sich etwas darauf zu gute, die ganze Welt von dem ärmlichen, einfachen, dunklen Komitee-Zimmer aus zu regieren, in dem das Haus der Gemeinen vor dem Brande seine Sitzungen hatte.

Wir brauchen Städte als die Zentra, in denen die besten Dinge gefunden werden, aber Städte erniedrigen uns zugleich, indem sie armselige Kleinigkeiten wichtig machen. Der Mann vom Lande findet, daß die Stadt einer Garfküche, einem Barbierladen gleicht. Er hat die großen Linien des Horizontes, der Ebenen und Hügel verloren, und mit ihnen Klarheit und Hoheit. Er ist unter ein geschmeidiges, glattzüngiges Volk geraten, das für den Schein lebt und knechtisch der öffentlichen Meinung dient. Das Leben wird zu einem Gepolter erbärmlicher Sorgen und Malheure herabgezerrt. Ihr sagt, die Götter sollten ein Leben achten, dessen Ziele die ihren sind, aber in den Städten haben sie euch an eine Wolke unbedeutender Ärgernisse verraten:

„Mirmidons, race féconde,  
Mirmidons,  
Enfin nous commandons;  
Jupitre livre le monde  
Aux mirmidons, aux mirmidons!“

(Béranger.)

Was ist so ärgerlich, wie Lärm, und Leute, die schreien und lamentieren? Leute, deren Windfahne immer nach Osten zeigt, die leben, um zu Mittag zu essen, die nach dem Doktor schicken, sich einwickeln, ihre Füße am Kaminvorsetzer wärmen, die ganze Intriguen spinnen, um sich einen gepolsterten Sessel zu sichern und eine Ecke, in die kein Zugluftchen dringt? Laßt sie nur einmal mit der Aufzählung ihrer Leiden beginnen, und die Sonne wird niedergehen, ehe sie zu Ende sind. Diese Jämmerlinge können uns die Überschätzung kleinlicher Bequemlichkeiten abgewöhnen. Für einen Menschen, der ein Werk hat,

ist der Frost eben nur eine Farbe des Tages: Regen und Wind — er vergaß sie, als er eintrat. Wir müssen lernen, rauh zu leben, uns einfach zu kleiden, und hart zu liegen. Die kleinste Herrschaft über den Gaumen, die wir uns angewöhnt, hat gewisse gute Folgen, die nicht leicht zu schätzen sind.

Wir wollen uns auch nicht auf der andern Seite zu einer wichtig tuenden Abstinenz zwingen lassen. Es ist ein Aberglaube, für irgend eine bestimmte Diät zu kämpfen. Alles besteht zuletzt aus denselben chemischen Atomen.

Ein Mann, der nach Größe trachtet, fühlt keine kleinen Bedürfnisse. Wie könnt ihr auf Essen, Bett und Kleider, auf den Gruß der Leute oder ihre Komplimente, oder auf die Rolle, die ihr in Gesellschaft spielt, oder auf Geld und selbst auf das Zustandebringen dessen, was ihr vorhabt, gar so viel Wert legen, da ihr doch seht, wie armselig die Maschinerie und die Arbeiten sind? In Westmoreland wurde mir Wordsworth gepriesen, weil er seinen Nachbarn ein Beispiel gab, wie ohne allen Aufwand Bequemlichkeit und Kultur in einem einfachen Haushalt geboten werden konnten. Und ein feiner Knabe, der seine alte Mütze und seine ausgewachsenen Kleider trägt, um sich den ersehnten Freiplatz in der Hochschule und das Bibliothekbenutzungsrecht zu sichern, — dessen Erziehung ist keine vergebliche gewesen. Es findet sich viel Selbstverleugnung und Männlichkeit in den armen und mittleren Klassen in Stadt und Land, die nicht in die Literatur gekommen sind und nie in sie kommen werden, die aber die Erde süß erhalten; Menschen, die am Überflüssigen sparen und aufs Wesentliche ausgeben, die in alten Kleidern gehen und ihrem Knaben Bildung schaffen, die das Reitpferd verkaufen, aber Schulen erbauen, die früh und spät arbeiten, die zwei Webstühle, drei, sechs Webstühle in die Fabrik einstellen, aber die Hypothek auf der väterlichen Farm abzahlen und fröhlich wieder zur Arbeit gehen.

Wir können die überragenden sozialen Vorteile der Stadt nur schlecht entbehren; man muß sie sich zu nütze machen, aber mit Vorsicht und Hochmut — sie werden dem ihren wertvollsten Gewinn bringen, der am besten ohne sie leben kann. Gelegentlich ist die Stadt von Wert, aber die Zurückgezogenheit soll die Regel sein. Einsamkeit, die Schutzwehr der Mittelmäßigkeit, ist für den Genius der ernste Freund, das kalte, dunkle Obdach, in dem die Schwingen sich formen, die ihn weiter als Sonne und Sterne tragen werden. Wer sein Volk mit neuen Ideen erfüllen und führen soll, der muß davor geschützt sein, mit den Seelen der andern zu ziehen und unter dem abgetragenen Joch ihrer Alltagsansichten zu leben, zu atmen und zu schreiben. „Am Morgen — Einsamkeit!“ sagte Pythagoras; damit die Natur zur Phantasie sprechen möge, wie sie es in Gesellschaft von Menschen niemals vermag, und ihr Liebling jene göttlichen Gewalten kennen lernen möge, die sich ernstem und weltfernem Denken erschließen. Es ist ganz sicher, daß Plato, Plotinus, Archimedes, Hermes, Newton, Milton, Wordsworth nicht in der Menge lebten, sondern von Zeit zu Zeit als Wohltäter unter sie traten; und ein weiser Lehrer wird darauf dringen, der jungen Seele in der Zeiteinteilung und Lebenseinrichtung Stunden und Gewohnheiten der Einsamkeit zu sichern. Der hohe Vorteil des Universitätslebens ist oft der rein mechanische, wenn ich so sagen mag, des eigenen Zimmers und Herdes — Dinge, die Eltern den Jungen in Cambridge ohne weiteres gestatten, aber zu Hause nicht für nötig halten. Ich sage Einsamkeit, um den Charakter der Gedankenstimmung, die ich meine, zu bezeichnen, aber wenn diese Einsamkeit zwischen zwei und mehr Menschen geteilt werden kann, wird sie reicher an Freuden und nicht minder vornehm sein. „Wir vier,“ schrieb Neander

an seine heiligen Freunde, „werden in Halle die innere Glückseligkeit einer „civitas Dei“ genießen, deren Fundament für immer die Freundschaft ist. Je besser ich euch kenne, desto mehr enttäusche ich meine gewohnten Gefährten, und so muß es auch sein. Ihre bloße Gegenwart macht mich stumpf. Der gewöhnliche Verstand entfernt sich zu sehr von dem einen Mittelpunkt allen Seins.“

## De Wydliftock.

Es stohd en alte Wydliftock  
Im Chalte Schachen unde,  
Und wer dä Purst vo wytems gseh,  
Schönnt meine, 's wär e gfunde.

Wenn D' aber de i d' Möbchi chunnst,  
Dest gly en andri Meinig.  
Dä Stoc ist hohl; nur d'Rinde no  
Erthed e schier eleinig.

Gsehst, wi-n-er Chleck und Rife hed,  
Vo Chreffte chunnnd und schitt'red,  
Und wenn so räp de Byswind ziehd,  
As wi-n-es Hündli zitt'ret! —

Wenn 's aber wider usergfrürt,  
D'Schneeglöggli „Oft're!“ lütid,  
Im Winter d'Sunne-n-und de Föhn  
So härzhaft „Hoorus!“ blütid:

De trybt dä Chrüppel gmüßig au  
Bar magri, tünnt Rüetli,  
Steckt wi-n-e stolze Chilibibueb  
Sini Buseli uss Hüetli,

Und schlüct und drüct sis bißli Saft  
— 's ist eim schier unbegriffli —  
Dur d'Rinde-n-uf i d'Rüetli ue,  
Und de gid 's — Mäiepsfylli. —

J. Roos.\*)

\*) Von J. Roos' humorvollem Buch: „No Fyrobigs“ ist kürzlich die 7. Auflage (Bern, Verlag von A. Franke, Preis Fr. 3) erschienen, die wir unsern Lesern zur Anschaffung wärmstens empfehlen können, ohne besonders an ihr Mitleid mit dem schwerkranken Dichter zu appellieren. Seine „Puredütschi Gschichtli, Gedichtli, Rym und Ränt“ sind so urgesund, volkstümlich, und, wenn auch gelegentlich etwas derb, so doch durchaus in poetischem Sinne wirkungsvoll, daß niemand die Ausgabe für das Büchlein bereuen wird.

## Zufriedenheit.

Vor ein paar Jahren ist es mir begegnet, daß mir zwei Leute, die ich auf der Straße traf, hintereinander die ganz gleiche Antwort gaben, als ich sie fragte, wie es ihnen gehe. Sie sagten mir beide: Ich bin zufrieden.

Es ist schon verwunderlich, wenn man heutzutage von zwei Leuten innerhalb einer Viertelstunde hört, daß sie zufrieden seien; heutzutage, wo die meisten Menschen unzufrieden sind. Aber noch wunderlicher ist es, daß von zwei Leuten, die dasselbe sagen, doch jeder etwas ganz anderes meinen kann.

Der erste, der mir damals sagte, er sei zufrieden, war ein junger kräftiger Mann von blühendem Äußeren. Er hatte zwei Jahre lang studiert oder vielmehr so getan, als ob er studierte; dann war ihm, ein Vierteljahr vor jener letzten Begegnung, ganz unerwartet eine Erbschaft von achtzigtausend Mark zugefallen. Hierauf hatte er das Studium, dem er schon früher nicht von Herzen zugetan war, an den Nagel gehängt und war Bummler geworden. Da er vor dem in recht beschränkten Verhältnissen gelebt hatte, war's ihm nun recht behaglich zu Mut und ich begriff, daß er sagte, er sei zufrieden.

Ich begriff es; aber es gefiel mir nicht. Mir gefiel der ganze Mensch nicht. Er sagte das so ungemein selbstgefällig, als wenn er ausdrücken wollte: